

Organisationsformen homosexueller Lebensstile: Subkultur, Selbstorganisation oder Schwulenbewegung?

Hans Grünberger

Forschungsschwerpunkt „Soziale Probleme“ der Universität
Bremen

Die Lebensstile homosexueller Männer in der BRD als einer „permissiven“ Sozialordnung lassen sich nach drei Typen sozialer Organisation unterscheiden, die zugleich einer historischen Entwicklung entsprechen: (1) Die etablierte Subkultur, ehemals eine Reaktion auf die Unterdrückung und Verfolgung der Homosexuellen, dient in ihren heute ausgeprägten Serviceleistungen vor allem der Regulierung sexueller Bedürfnisse. Hierdurch liegt ihre Funktion in der gegenwärtigen Gesellschaft in der Kasernierung homosexuellen Verhaltens. (2) In dem Maße als die Homosexuellen zu einer Selbstakzeptierung ihrer Homosexualität finden, bilden sich homosexuelle Selbstorganisationen, „Emanzipations- und Selbsterfahrungsgruppen“ aus, die für die einzelnen Mitglieder identitätsstabilisierend wirken. Mit diesem Typus geht auch die bewußte Pflege einer eigenen Lebensform in Sprache und Verhalten einher. (3) Um eine „Veralltäglichung“, d. h. eine Selbstverständlichkeit homosexueller Lebensform zu erreichen, die diese als Möglichkeit sozialer Lebensstile gegenüber der Umwelt auszuweisen vermag, bedarf es der Organisationsform der „sozialen Bewegung“, wobei an eine Übernahme der „gay movements“ in den USA aufgrund der unterschiedlichen politischen Kulturen nicht zu denken ist. Die „Schwulenbewegung“, so sie in der BRD sich verständig machen möchte, muß hierzu eigene Wege suchen.

Die Lebensstile homosexueller Frauen und Männer sehe ich als *alternative Lebensstile*, welche auf Möglichkeiten sexueller Beziehungen gründen und als die sie in letzter Zeit auch für die Umwelt zunehmend öffentlich werden. Meine eigene Absicht liegt in dem Versuch, drei organisationsförmige Lebensstile zu typisieren, in denen homosexuelle Männer sich verhalten und erfahren können. Der *erste Typus* wird durch die *etablierte Subkultur* als einem Mechanismus zur Regelung sexueller Bedürfnisse gegenüber einer Umwelt repräsentiert. Der *zweite Typus* hingegen läßt sich als eine relativ *autonome Selbstorganisation* von Gruppen homosexueller Männer und Frauen darstellen. Diese Selbstorganisation als ein Medium der Selbsterfahrung in der Gruppe verweist auf Ansätze zu einem *dritten Typus*, demjenigen einer spontanen sozialen Bewegung, die im Binnenseלבstverständnis der offenen Homosexuellen als „Schwulenbewegung“ auftritt. Alle drei Organisationsformen in ihrer Eigenschaft als Erfahrungsbereiche sehe ich (1) als Stufen einer Entwicklung homosexueller Lebensstile im Sinne einer geschichtlichen Abfolge, sodann aber (2) als eine mögliche

Unterscheidung dreier, in permissiven Sozialordnungen gleichzeitig nebeneinander bestehender Typen gruppenmäßiger Zusammengehörigkeit, wobei diese Formen ohne eine eindeutige Präferenz für einen dieser Lebensstile „gelebt“ werden können. Meine Akzentuierung der Organisationsform von *Lebensstil* blendet Fragen sexuellen Verhaltens/Handelns, Formen der Zweierbeziehungen und dergleichen aus. Daß ich mich in meiner Darstellung auf die Lebensweisen homosexueller Männer beschränke, verdankt sich zwei Gründen: Zum einen deckt sich hier der Gegenstand meiner Typologie mit meinem eigenen Erfahrungsbereich, dem eines schwulen Mannes. Zum zweiten unterscheidet sich die Sozialgeschichte lesbischer Organisationsformen erheblich von derjenigen der männlichen Homosexuellen: Allein, daß die homosexuellen Frauen von Anfang an – wenn auch mit vielerlei Konflikten – in die übergreifende Frauenbewegung eingebunden sind, weist darauf hin, daß es zu einer Ausbildung weiblicher-homosexueller Subkultur analog zu derjenigen der männlichen Homosexuellen nicht gekommen ist. Hinzu tritt die unterschiedliche Rechtsstellung männlicher und weiblicher Homosexualität in der Geschichte des Sexualstrafrechts.

I.

Unter *sozialhistorischer Betrachtungsweise* geht die Entwicklung der homosexuellen Subkultur den Formen der Selbstorganisation eindeutig voraus. Die Ausbildung einer *Subkultur* wird durch die einsetzende Verfolgung und Unterdrückung von Minderheiten in Gang gebracht und beschleunigt. Der Zusammenhang von gewaltförmiger Verfolgung von Minoritäten, die als solche von den (zumeist) selbsternannten Repräsentanten einer „Mehrheit“ definiert werden, einerseits, und den subkulturellen Erscheinungsformen, unter denen die Minoritäten sich vergesellschaften, ist an vielen Beispielen untersucht worden (z. B. Soziologie der Ghettoisierung, Judenverfolgung, religiöse Minderheiten, Rassismus, Sintis). Soweit Soziologen um die Lebensstile der Homosexuellen sich bemüht haben, beschränken sie sich auf den Organisationstypus der Einrichtungen in der homosexuellen Subkultur. Hierbei legen sie sich dann noch weitere Beschränkungen auf: (a) Beschreibung der Etablissements dieser Subkultur (Weinberg/Williams 1974); (b) Beschreibung der (sexuellen) Interaktionsformen innerhalb dieser subkulturellen Etablissements (Delph 1978; Harry/DeVall 1978); (c) Feststellung der Diskriminierungsfelder, denen Homosexuelle ausgesetzt sind (Staat und Kirche, Beruf und Familie usw.) meist in Verbindung mit dem Labeling-Ansatz (Lautmann 1977; Plummer 1978), also Feststellungen der Unterdrückungsinstanzen. Diese Forschungen, zumal sie vom Psychatriekonzept (sexuell) abweichenden Verhaltens sich losgelöst haben, bringen

immerhin die sozialen Verflechtungen, in denen die Homosexuellen auf der Suche nach ihrer Rolle (Dannecker 1977; Plummer (ed.) 1981) leben, ans Tageslicht der grauen Wissenschaft und es wäre verfehlt, in Zukunft auf solche Arbeiten verzichten zu wollen, zumal hier noch viel zu forschen ist. Allein, es *fehlen Studien zur Lebenswelt* der Homosexuellen in der BRD, wie sie z. B. aus interaktionistischer Sehweise C. B. Warren über die gay community in San Francisco (1974) oder K. E. Read über homosexuelle Bars, gleichfalls in den USA, (1980) vorgelegt haben. Solche Analysen zeigen Ritualisierungen der Kommunikationsformen auf, wobei ich davon ausgehe, daß sich erhebliche interkulturelle Unterschiede zeigen ließen, die sich zwischen den Ausdrucksformen eines „gay lifestyle“ in den USA und eines „homosexuellen Lebensstiles“ in Mitteleuropa auftun, dies schon durch das Vorhandensein verschiedener Moralen.

Dennoch, so scheint mir, haben wir es in der soziologischen Literatur zu homosexuellem Verhalten mit einer Einseitigkeit in der Sehweise von Organisation und Subkultur zu tun, die entweder nur *die* Subkultur *ohne* irgendeine Umwelt sieht, oder nur die *Umwelt* und diese dann als Quell unsäglicher Repression. Die regulierende Kraft der Subkultur (Read 1980) wird jedoch meist übersehen. Diese wird sichtbar, wenn – gemäß dem Sprachgebrauch der Homosexuellen – *Subkultur weitgehend mit den Einrichtungen gleichgesetzt wird*, in denen subkulturelles Leben statthat. Über diese Einrichtungen wird das Verhalten der Homosexuellen zu ihrer Umwelt reguliert. Zur homosexuellen Subkultur gehört bereits, daß Homosexuelle, die sich ihr zugehörig fühlen (müssen?) und wissen als auch in diesem Wissen sich ihrer bedienen, unter „Subkultur“ etwas anderes verstehen, als der „Rest der Welt“, auf jeden Fall aber die Soziologen. Weder geht es bei der Bestimmung der homosexuellen Subkultur um ein kriminologisches Phänomen von „Halb- oder Unterwelt“, noch auch um eine „Gegenkultur“ alternativen Zuschnitts. Vielmehr reduzieren die Homosexuellen, wenn sie von Subkultur reden, diese schlicht auf die Einrichtungen, die homosexuelles Verhalten (u. a. auch . . .) ermöglicht und ermöglichen soll. Diese Reduktion ist sozialhistorisch zumindest teilweise erklärbar und bedingt: Die homosexuelle Subkultur in diesem Sinne verdankt sich der Verfolgung und Repression sexuellen Verhaltens schlechthin, welche im 19. Jahrhundert den Personenkreis (sc. als „Täter“) der Homosexuellen als abweichende Minderheit erst etabliert hat. Diesem Etablierungsvorgang ist gesondert nachzugehen, er ist im einzelnen nicht erforscht. Soziologen (Goffman, Kitsuse, Plummer u. a. m.) nennen diesen Vorgang die Stigmatisierung einer Gruppe durch die in diesem Falle übermächtige Gesellschaft, wofür Institutionen wie Justiz, Kriminalwissen-

schaft, Medizin und vor allem die Vermittlung dessen, was „öffentliche Moral“ heißt, stehen. Die Definitionsmacht von Wissenschaft im 19. Jahrhundert, wiewohl die Medizin den Terminus des „Homosexuellen“ neben dem „Urning“ und dem „Conträrsexuellen“ (Krafft-Ebing) hervorgebracht hat, reicht zur Diskriminierung allemal nicht aus. Diskriminierung und die Definition abweichender Minderheiten bedürfen einer durch Organisation mediatisierten öffentlichen Moral, um wirksam werden zu können. Im Zusammenhang einer solchen „Unterwerfungsgesellschaft“ (Claessens 1981) entstehen die subkulturellen Einrichtungen als „geschlossene Gesellschaften“. Über diese abgeschlossene Subkultur wird zwar viel geschrieben, zumal auch im Bereich der „Sittengeschichte“; übersehen wird jedoch geflissentlich, daß als ein Ergebnis subkultureller Ordnungsbildung die Organisationsform des homosexuellen Etablissemments anzusehen ist. Die klassischen Etablissemments sind die Bars und vor allem die „Clubs“: Sie sind der Rahmen einer „geheimen Gesellschaft“ (Simmel 1908; Elias 1969; Koselleck 1969), die um der Verfolgung zu entgehen, gegenüber der Umwelt sich abschottet. Entsprechende Phänomene solcher (räumlicher) Abgeschlossenheit sind heute noch sichtbar, mögen sich auch die Problemlagen im Sinne einer „Liberalisierung“ verschoben haben: Gesichtskontrolle, „Pfortenwache“, Kontrollspiegel, „Spione“ usw. in homosexuellen Bars, Saunen u. ä. Einrichtungen.

Im Verhalten der Benutzer subkultureller Einrichtungen geht eine analoge Geheimhaltung gegenüber der nicht-homosexuellen Umwelt einher. In die Subkultur, d. i. in deren Nutzbarmachung, wird man „hineinsozialisiert“: Aneignung von Codes des Blickkontakts (Delph 1978), der „Gangart“ als auch eine Ritualisierung von Kontaktaufnahmen, wie auch subkultureller Spracherwerb lassen rasch Mitglieder von Nicht-Mitgliedern unterscheiden lernen. Die subkulturelle Kommunikation muß in jedem Falle gelernt werden. Diesen Lernprozeß fasse ich als einen Vorgang schrittweiser Ent-Fremdung im Sinne eines zunehmenden Vertrautwerdens mit einer zunächst unbekannten Lebensform auf. Ent-Fremdung (sic; cf. Schütz 1964; Ohle 1978) ist somit ein Abbau an Fremdheit eines Gruppenlebens, das gesellschaftlich tabuisiert ist, wie dasjenige der Homosexuellen. Die Annäherung an die Gruppe der Homosexuellen als ein Prozeß der zunehmenden Vertrautheit (Luhman 1968), Lernen der Sprachcodes, des argot, Gestik und Rituale usw. verlaufen zumeist in einem Erleben von „trial and error“. Sie können *nicht* gelehrt werden. Zudem besteht weder die Möglichkeit, noch die Notwendigkeit, z. B. den gesamten Sprachcode „homosexueller Kommunikation“ zu beherrschen. Den Umfang dieses kommunikativen Umgangs bestimmt nahezu ausschließlich die Situation in der ich

mich *als* Homosexueller verhalten möchte/ zu verhalten habe (Read 1980). Von hier aus ergibt sich auch ein Dilemma einer Soziologie (homo-)sexuellen Verhaltens (Plummer 1981), wie aller Subkulturen: Die Beschreibungen, vor allem der averbalen Kommunikation unter Homosexuellen, die entsprechend dem subkulturellen ambiente (z. B. Parks, Klappen, Saunen, Bars) erheblich variieren, können in jedem Falle „nur“ Fremdverstehen sein. Das jeweils Beschriebene und zwar als regelhaft Beschriebene reicht zu einem „Nachvollzug“ durch den Leser/Hörer nicht aus: die Regeln der Kommunikation unter Homosexuellen *als Homosexuelle* sind, wie Regeln kommunikativen Verhaltens überhaupt, *explizit* nicht angebar. Es gilt hier, wie in der Soziologie regelgeleiteten Verhaltens, die sich auf eine Typologie von Regeln, wonach Mitglieder von sozialen Systemen und formalen Organisationen sich verhalten, konzentriert: Regeln sind nicht beobachtbar, sie müssen deduktiv/induktiv eruiert werden (Grünberger 1981). Die immer zahlreicher werdenden Erfahrungsberichte homosexueller Selbstorganisationen, der Schwulengruppen, vor allem in den USA, vermitteln bestenfalls Korrekturen zu dem soziologisch ermittelten Fremdverstehen, sind selbst aber nicht so angelegt, sich Außenstehenden mitteilen zu wollen. Da nun die Beherrschung der homosexuellen Verhaltenscodes nicht von jedermann erlernt werden kann, was zumal für die Codes gilt, die *außerhalb* der subkulturell geschlossenen Räume eingesetzt werden, gelingt die Abgrenzung von homosexuell/nicht homosexuell i. S. von Mitglied/Nicht-Mitglied einer sozialen Organisationsform weitgehend: Homosexuelle verfügen mittels ihrer Codes und deren Gebrauchs über Differenzierungsleistungen eines Innen und Außen, die sie ihre „eigene Gruppe“ von den anderen relativ gefahrlos unterscheiden lassen. Sprache und Sprachverhalten sind zudem auf dieser Ebene homosexuellen Lebensstiles, wie er in den Etablissements und Mechanismen der Subkultur gelebt wird, nur dadurch bedeutsam, daß Sprache zur Interaktion äußerst sparsam eingesetzt wird. Die averbale Kommunikation ist im Bereich des subkulturellen Verhaltens als einem Verhalten in den Etablissements vorrangig. Sie wird sogar zur Norm aufgrund gegebener Situationen wie der „Klappensexualität“, Saunen oder Parks. Anonymität des Kontakts erscheint hier wesentlich (Delph 1978; Harry/DeVall 1978; Lee 1978).

Die oftmals untersuchten Verhaltensformen sind, und das bleibt in der Forschung wieder ausgespart oder wird besten-(resp. schlimmsten-)falls einer „Neurosenstruktur *des* Homosexuellen“ zugerechnet, in hohem Maße mit Sicherungsmechanismen ausgestattet, die diese entwickelte Subkultur mit ihren Codes und Einrichtungen bereitstellt. Die Geschichte dieser Sicherungsmechanismen zeigt, daß diese

gleichsam im Gegenzug zur systematischen Verfolgung Homosexueller gerade das ermöglichen, was durch deren Verfolgung und strafrechtliche Sanktionierung verhindert werden sollte: ein relativ freier, wenngleich nicht immer ungezwungener Zugang zu sexueller Bedürfnisbefriedigung bei Anerkenntnis der Regeln eben dieser subkulturellen Organisations- und Kommunikationsformen. Will man den Einrichtungen homosexueller Subkulturen einen Zweck zuschreiben, dann liegt er neben der Ermöglichung von Kontaktaufnahme im Sinne von Sozialität auch und teilweise vorrangig in der Bereitstellung von Möglichkeiten der Befriedigung (spontaner) sexueller Bedürfnisse: nicht mehr, aber auch – was die Spannbreite sexueller Selbsterfahrungen betrifft (Lee 1978) – nicht weniger.

Die Organisationsform homosexueller Subkultur, und hierin unterscheide ich sie vom Typus „schwuler Selbstorganisation“, ist heute mit ihren Einrichtungen „teilökonomisiert“. Die Benutzer dieser Einrichtungen sind nicht *Mitglieder* einer Organisation und/oder Gruppe, sondern allenfalls eines sozialen Systems (Luhmann 1975), zu und in dem sie sich als *Publikum*, mithin als ein anonymer „sozialer Körper“ verhalten. Individualisierung findet lediglich über die marktförmige, jedoch nicht selbst auf Tauschverkehr angelegte Partnersuche statt. Die Zugehörigkeit zur Subkultur als einem teilökonomisierten System hört mit dem Verlassen ihrer Einrichtungen, sei's allein, sei's zu zweit oder mehreren, auf. Eine allen Mitgliedern zueigene Zielorientierung findet in subkulturell-ebablierten Zusammenhängen sich nicht, sehe ich von der Befriedigung sexueller Bedürfnisse ab.

Die „heterosexuell determinierte Subkultur des Erotischen“, zu der ich mir einen, wenn auch vielleicht inkompetenten Exkurs erlaube, kennt Einrichtungen analog der homosexuellen Subkultur nur in rudimentärer Weise, so daß ein unmittelbarer Vergleich ihrer Verhaltenscodices, soweit diese durch die Gegebenheit solcher Einrichtungen bestimmt werden, sich ausschließt. Partnersuche und -wahl, als auch die Kontaktaufnahme zwischen (potentiellen) Sexualpartnern sind über die Regeln gesellschaftlicher Sozialisationsinstanzen ungleich festgelegter als dies für homosexuelle Beziehungen der Fall ist. Der Weg zu einer homosexuellen Identität erweist im Vergleich zu der heterosexuellen Persönlichkeitsentwicklung sich als relativ offen. Die in unserer Gesellschaft gültigen Standards und Normen sehen eine „homosexuelle Entwicklungsmöglichkeit“ schlicht nicht vor. Diese wird allenfalls zu verhindern gesucht. Nehmen wir jedoch einmal an, es bestehe ein (sozio-)biologisch nachweisbares Bedürfnis nach spontaner Triebabfuhr im Bereich sexuellen Verhaltens (Tripp 1977; Symonds 1980;

Wilson 1975; 1977), so sind die Regeln heterosexueller Trieborganisation ungleich umständlicher: Die Beschränkung auf fest umrissene, abgegrenzte Orte der Kontaktaufnahme entfallen zwar, dafür sind aber starke Verhaltensregulierungen eingesetzt, die selbst bei der heute angenommenen sexuellen Libertinage nur sehr bedingt durchbrochen werden können. Als Substitut dient in unserer Gesellschaftsordnung dem Manne – nicht aber der Frau – die Prostitution in ihrer Einrichtung des Bordells. Gleicherweise stehen „den Heterosexuellen“, auch hier den Männern zumal, Medien sexuellen Inhalts (Pornographie, Filme, alles was unter „Erotica“ firmiert), als auch Institutionen wie Eros-Centers zur Verfügung, die die Regulierung und Befriedigung sexueller Bedürfnisse ausschließlich auf ökonomischer Grundlage verwalten (Peep-Shows, Night-Clubs, „Hostessen-Service“ usw.). Der ökonomische Charakter aller dieser Einrichtungen ist hervorstechend. Sie haben ihren Ursprung allesamt in der Prostitution, mit der im Verein sie auch zumeist angeboten werden. Sozialhistorisch betrachtet zeigt die Geschichte der Prostitution und ihrer funktionalen Äquivalente im Hinblick auf die Sozialtechniken heterosexueller Bedürfnisbefriedigungen einen *Prozeß der Mechanisierung von Erotik* auf, welcher nach wie vor die Subordination der Frau unter den Mann festschreibt.

Prostitution (Strichjungen/Call-Boys) kennt die homosexuelle Subkultur auch, es bedarf aber nicht unbedingt dieses voll ökonomisierten Weges, um zur sexuellen Befriedigung zu kommen. Wie auch immer: die Ursprünge der „heterosexuellen“ Ethik, der Codes von Höflichkeit und Werbung sind stärker von einer Asymmetrie der beiden Geschlechter zu Lasten der Frau geprägt, als dies den Homosexuellen in ihrem Umgang miteinander möglich wäre: Der „Konsenscharakter“ auch flüchtiger sexueller Begegnungen scheint bei Homosexuellen selbst im subkulturellen Ambiente gegeben.

Der historisch rekonstruierbare Anonymisierungsprozeß des homosexuellen Geschlechtsverkehrs, den die etablierte Subkultur gemeinsam mit den averbalen Codes in hohem Maße durch ihre Organisationsleistungen befördert hat, verhindert in gleichfalls starkem Maße Formen aktiver Selbstorganisation oder gar sozialer Bewegungen. Im Moment der etabliert organisierten Befriedigung sexueller Bedürfnisse liegt m. E. eine der möglichen Ursachen des Konservatismus der „gewöhnlichen Homosexuellen“, wie Dannecker/Reiche (1974) sie beschrieben haben. Die Organisationsform der Subkultur als *Veranstaltung* erlaubt Rückzug und Identität *ohne Soziabilität*. Sie ermöglicht den Rückzug auf die Kommunikation, sei sie sprachlich, sei sie averbal, mit je schon Gleichen, ohne Ungleichheit von außen zulassen zu müssen.

Organisierte – mithin verwaltete – Subkultur sichert stratifikatorische Deutungssysteme von Gesellschaft der „Homosexuellen unter sich“.

Die soziale Funktion der so verwalteten Subkultur mit ihren Serviceleistungen für die homosexuelle „Daseinsgestaltung“ (Gehlen) ließe sich auch makrosoziologisch einordnen: Permissive Sozialordnungen (Parsons), wie die BRD, teils auch die skandinavischen Länder und die Niederlande – die USA, Großbritannien als auch die dominant katholischen Staaten nehme ich hier der verschiedenen politischen Kulturen und geltenden Moralsysteme wegen aus – schreiben die Ökonomisierung und Sexualisierung der subkulturellen Erscheinungsformen fort. Unter „permissiv“ verstehe ich hier eine Werthaltung, die opportunistisch (nicht notwendig aber utilitaristisch) ausgerichtet ist. Für den Bereich der (Homo-)Sexualität mag gelten: Sexualität wird seit je der sogenannten Intimsphäre zugerechnet. Die gesetzgeberischen Liberalisierungen, die die Straffreiheit homosexuellen Verhaltens zwischen Männern über 18 Jahren (BRD 1972) gebracht haben, sichern mithin diesen Intimbereich vor staatlichem Eingriff. Mit der Zuweisung des Sexuellen in einen je individuell erfahrbaren Intimbereich wird jedoch auch erreicht, daß Diskriminierungen Homosexueller, so sie statthaben, nicht mehr dem politischen System von „Gesellschaft“ zuzurechnen sind. Vielmehr sind sie mit allen ihren Folgen aus dem Verantwortungsbereich politischen (juristischen) Handelns herausgenommen und somit nicht mehr konfliktfähig zu machen. Problematisierung und Organisation der Interessen Homosexueller durch diejenigen, die sich als „Schwulenbewegung“ begreifen, können derart verpuffen. Die Konstruktion des Rechtsstaates vermag allenfalls staatlichen Eingriff *auszugrenzen*, nicht jedoch eine Gruppe/Gruppierung *positiv* zu schützen. Positiver Rechtsschutz könnte im übrigen – der folgenlose Rechtsschutzpositivismus in den USA zeigt dies eindringlich –, wenn ich dieser staatstheoretischen Argumentation folge, auch zum Nachteil der Schwulen werden: Dies dann, wenn Gruppeninteressen anderer Provenienz um Schutz ansuchen, die den Interessen der Schwulen zuwiderlaufen: z. B. Rechtsschutz, den Kirchen, Familien und Elternverbände und sonstige Moralunternehmen für sich reklamieren und auch in Anspruch nehmen. Die Ausgrenzung von Partikularinteressen scheint mir der einzig mögliche Weg zu sein, daß staatliche Eingriffe in den Bereich (homo-)sexuellen Lebens verhindert werden, gewissermaßen Schutz durch negatives Recht. Dies gilt insonderheit für den ausgegrenzten und (damit) tabuisierten Bereich kommunikativen Handelns schlechthin: dem Bereich der Sexualität, Diese Ausgrenzung hat(te) ihre Wirkung auf die etablierte Subkultur der Homosexuellen, für diese heißt dies: Die

Zulassung einer Subkultur als einer etablierten Subkultur steigert die benannte staatlich-juridische Ausgrenzungsleistung noch. Die Subkultur kaserniert für eine Zielgruppe – hier die Homosexuellen – den Sektor sexueller Bedürfnisbefriedigung und reguliert ihn, ohne daß er Gegenstand „öffentlichen Ärgernisses“ zu werden braucht. Der „Zweck“ der Leistungen, die die Subkultur aufgrund der jahrhundertelangen Verfolgung der Homosexuellen zum Schutze der Verfolgten entwickelt hat, kehrt nunmehr im Sinne einer Funktion im öffentlichen Interesse sich um: Die etablierte Subkultur erbringt eine Leistung, zu der der Staat negativ sich verhält: Die Subkultur verweist bei allem scheinöffentlichen Brimborium, das von ihr ausgehen mag, das homosexuelle Leben ins Verschlissene.

II.

Der zweite Typus homosexueller Lebensform kann mit Kitsuse (1980) als „Akzeptieren des labels“ durch die Betroffenen bezeichnet werden. Diesem Typus entspricht die Entwicklung einer gegenüber der Umwelt relativ *autonomen Selbstorganisation*. Die Subkultur etablierten Zuschnitts ist gegenüber der Umwelt nicht autonom, sie ist vielmehr so stark in sie eingebunden, daß sie sich laufend ihr gegenüber abschotten muß: Ausgrenzung leistet sie durch die benannte Kasernierung tabuierter Bedürfnisse. Diese Ausgrenzung aufgrund von Bedrohung fällt für die Selbstorganisation (zunächst) weg. Die Selbstorganisation begreife ich als Ebene der Selbsterfahrungsgruppen und somit der Selbstverständigung ihrer Mitglieder:

Im Gegensatz zu dem *Publikum* der etablierten Subkultur sind die *Mitglieder* von Selbstorganisationen gleichsam „bewußt“ *homosexuell*. Sie akzeptieren für sich, homosexuell zu sein. Gleichfalls im Gegensatz zur Mehrheit der Subkulturbenutzer haben die Mitglieder mehr oder minder erfolgreich ihr „coming out“ durchstanden, wobei ich hier offenlasse, welche sozialen Bedingungen es sind, die den einen ein erfolgreiches „coming out“ ermöglichen. Diese sind in einer gegebenen „homosexuellen Population“ eindeutig bei einer Minderheit wirksam bei den anderen, der absoluten Mehrheit, jedoch nicht. Ein „going public“, also offen homosexuelles Auftreten, zeichnet sich in diesem Typus selbstorganisierten Lebensstils auch ab, ohne jedoch (notwendig) politisch organisationsfähig sein zu können. Aneignung und Erwerb eines eigenen elaborierten Sprachstils, des „gay vernacular“ (Bruce 1972; Warren 1974) finden sich auf dieser Ebene von Selbstorganisation. Deutlich wird dies, wenn wir uns hier in Gegenüberstellung nochmals auf die Kommunikation in der etablierten Subkultur beziehen: In dieser hat die nichtsprachliche Verständigung Vorrang. Sprachliche Kommunikation verbleibt im Kontext notwendiger Soziabilität auf dem Niveau von „small talk“; Lebens-

bereiche außerhalb des Sexuellen werden im allgemeinen nicht thematisiert, soweit diese Lebensbereiche personale Bezüge aufweisen: so bleiben die Berufswelt und die hierzu gehörige Biographie des Einzelnen meist aus der subkulturellen Kommunikation ausgeklammert. Intensive, bzw. themenzentrierte Gespräche (Warren 1974: „heavy talks“) haben im subkulturellen Ambiente nicht ihren Ort. Sie würden nicht zuletzt die zu wahrende Anonymität der Partizipanten stören und einen womöglich opportun erscheinenden Rückzug aus einer Affaire behindern. Mit der gleichen Zielrichtung, also Unverbindlichkeit und Rückzugsmöglichkeit, werden, wenn überhaupt, nur Vornamen ausgetauscht u. ä. Soziabilitätstechniken mehr.

Werden dennoch Personen thematisiert, so geschieht dies als Gespräch über „nichtzuhandene Dritte“: als Klatsch. Über Klatsch versichert man sich der eigenen Norm, indem Normabweichendes über Nicht-Anwesende zum Thema wird: ein Phänomen, das typisch für alle organisierten Sozialsysteme ist, nicht nur Frauen und/oder Homosexuellen zugeschrieben werden kann, wie es das Vorurteil gerne hätte. Nur erhält der Klatsch in der besondern Lage homosexueller Subkultur einen hohen Eigenwert, da alternative Gesprächsformen aus diesem Bereich eliminiert bleiben. Diesem Kommunikationsmuster entspricht auch, daß die Kriterien linguistischer (Universal-)Pragmatik, wie diejenigen für „Aufrichtigkeit“, „Wahrhaftigkeit“, „Richtigkeit“ und insonderheit der „Lüge“ in subkulturellen Kontexten nicht greifen. Die Maßstäbe, die hier gelten, sind systematisch noch nicht erfaßt worden. Nur soviel gilt: die Teilnehmer an der institutionalisierten homosexuellen Subkultur lassen sich auf die Regeln der von ihnen bevorzugten Umgebung mit dem Vorteil ein, durch den Verzicht auf das Festhalten an explizit contrafaktischen Normen (sc. der Universalpragmatik) enttäuschungsresistent zu bleiben. Die Mitglieder von Selbstorganisationen hingegen versuchen, ihre eigenen Erfahrungen mitteilbar zu gestalten. Signifikant in der Geschichte homosexueller Selbstorganisation ist der Sprachschub gewesen, der die Homosexuellen von sich nicht mehr als Homosexuelle, sondern als *Schwule* reden ließ, haben wir es hier doch mit der Übernahme eines „Feindbegriffs“ zu tun. Entsprechend wohl der politischen Kultur in den USA, die weitaus stärker als die bundesrepublikanische auf local movements und partikularen Gruppen beruht, erweist das „gay vernacular“ in den USA sich als differenzierter und vielfältiger als in den Schwulengruppen hierzulande. Gleichwohl vermag das Sprachverhalten der Schwulen bei uns genügend Abgrenzungsleistungen als Ausgrenzungsleistungen zu erbringen und so die eigene Gruppenidentität (Claessens 1977) sicherzustellen. Daß das Sprachspiel der Schwulen zunehmend

auch in die „heterosexuellen“ Semantiken eindringt und von diesen übernommen wird, läßt weniger auf eine Auflösung des eigenen Sprachschatzes schließen als auf die Wahrnehmungsbereitschaft, derjenigen, die den argot übernehmen.

Ausgrenzungsleistungen gegenüber der Umwelt haben wir also auch hier, sonst wäre keine Organisation gegeben. Nur verläuft diese Organisation als interne Ordnungsbildung nicht (notwendig) sichtbar über Räumlichkeiten/Etablissements, sondern über Sprache und Themenwahl, womöglich auch über Gestik und Kleidung. Ästhetik und Lebensstil ritualisieren sich am subtilsten im derzeit oft beschriebenen „camp“, welcher, obwohl nicht explizit dingfest zu machen, als Code unter Schwulen immer funktioniert. Darüber hinaus zeichnen sich Bemühungen schwuler Selbstorganisationen ab, eine eigene „schwule Ästhetik“ für sich zu reklamieren, welche sowohl den Literatur- als auch den Theater- und Kunstbetrieb erfaßt (v. Kondratowitz 1979). Wie auch immer es um den (positiven) Erfolg solcher Selbstabgrenzung und -darstellung bestellt sein mag, sie ist in jedem Falle ein Versuch der eigenen Besonderung: Zu dieser Besonderung gehört zumal, daß schwule Selbstorganisation in ihrem Insistieren auf ihr Selbst/der eigenen Identität die offensive Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt im Sinne einer Einbezugnahme dieser Umwelt meidet. Selbstorganisation verhält, wörtlich genommen, sich exklusiv. Hierzu bedarf es nicht mehr eines Spions oder einer Tür Luke: Die Themenzentrierung allein erreicht den Ausschluß nicht Erwünschter im erforderlichen Ausmaß. Dem exklusiven Verhalten entspricht in sinnfälliger Weise die thematische Fixierung auf die Besonderung des eigenen sexuellen Verhaltens. Die Auseinandersetzung wird gruppenintern geführt, d. h.: nicht bezogen auf die Sozialordnung und deren Auswirkung auf sexuelles Verhalten. Thematisiert wird vielmehr das eigene sexuelle Verhalten im Hinblick auf eine Ätiologie sexuell *abweichenden* Verhaltens. Die *Rechtfertigung* für dieses Verhalten wird immer im Sinne eines *Eingeständnisses*, *abweichend zu sein*, gesucht. Dauerfrage schwuler Selbstorganisation wird somit: Wie kommt es zur „Homosexualität“, warum bin ich/sind wir „homosexuell“? u.s.f. Dies im Gegensatz zu einer Position, die dem Typus spontaner sozialer Bewegung entsprechen würde und die darauf hinausläuft: Wieso nach den Gründen von „Homosexualität“ fragen, es fragt ja auch niemand nach den Gründen einer „Heterosexualität“? Im Bereich schwuler Selbstorganisation werden die Werthaltungen der „heterosexuell verfaßten“ Sozialordnung im Sinne eigener Abnormalität übernommen. Maßgeblich von einer solchen Einstellung angeleitet und hierdurch die Diskussion innerhalb der Selbstorganisation bestimmend wurden so die Untersuchungen von

Dannecker (1974; 1977) zur Sozialpsychologie der Homosexualität als einer „kollektiven Neurose“.

Die von mir so bezeichnete thematische Fixierung auf's (homo-)Sexuelle als Besonderung, wie sie in schwulen Selbstorganisationen sich zeigt, hat ihre Geschichte: Die Vorkämpfer der „Homosexuellenbewegung“ (so irreführend von Steakley 1975 bezeichnet) in Deutschland, die sich u.a. im Wissenschaftlich-humanitären Komitee Magnus Hirschfelds zusammengefunden haben, veröffentlichten in ihrem „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“ (1899–1923) Abhandlungen, die vor allem unter dem Aspekt der eigenen Besonderheit – eben eine Zwischenstufe im Sinne des zwischen „männlich“ und „weiblich“ anzusiedelnden „Dritten Geschlechts“ zu sein – standen. Ähnlich ist der Versuch 40 Jahre vor Hirschfeld einzuschätzen, den KH Ulrichs mit seinem Konzept des „Uraniers“ unternommen hatte, um Homosexualität als naturgegeben, mithin „natürlich“, zu rechtfertigen. Derartig läßt sich eine Liste von Rechtfertigungsversuchen ohne Schwierigkeiten auslegen. Diese Legitimierungsbemühungen, so sehr sie, historisch gesehen, notwendig gewesen sein mögen, zeigen sich auch in den zahlreichen Unternehmungen, Zusammenhänge zwischen Berühmtheit – Genie – und Homosexualität aufzuzeigen. Zusammenhänge, die übrigens ohne Anstrengung auf dem gleichen – geringen – methodologischen Niveau umgekehrt werden können: „Genie wegen Homosexualität“ (Ulrichs, Numa Numantius, usw.) versus „Genie trotz Homosexualität des „Bionegativen“ (Moll 1912, Lange-Eichbaum/Kurth 1968). Wir haben es hier durchgängig um Versicherungen der eigenen Normkonformität in anderen, nicht sexuellen Bereichen von Gesellschaft zu tun, wie im übrigen der Fehlschlag in der Diskussion um die besondere pädagogische Begabung Homosexueller zeigt, die sich um die Wandervogelbewegung (Wyneken, Blüher) in der Zeit um den 1. Weltkrieg rankte. Das Wesentliche an dem Versuch, als Besondere sich auszuweisen, liegt m. E. darin, daß er, wie schwule Selbstorganisation überhaupt, passiv-reaktiv zur Umwelt sich verhält. Die heterosexuell determinierte Umwelt diktiert so den Erfahrungsbereich schwuler Selbstorganisation und die Gangart der in ihr gepflegten Argumentation. Von daher setzt die Gruppendisziplin bei vielen eine Zäsur zwischen dem Leben vor dem coming out und dem Leben nach dem coming out: Die Gruppe neutralisiert und nihilisiert die jeweilige Biographie ihrer Mitglieder bis zu dem Zeitpunkt des coming out als Trennlinie (Berger/Luckmann 1967; Warren 1974).

Gegenüber der etablierten Subkultur zeigen Selbstorganisationen aufgrund ihres emanzipatorischen Anspruchs eine eher distanzierte Haltung. Selbstorganisation als Selbst-

emanzipation wird auch als Emanzipation von den inneren Zwängen der Subkultur interpretiert. Es scheint mir jedoch, daß die Schwulen auf die Serviceleistungen der Subkultur nicht verzichten können oder wollen. Die etablierte Subkultur verbleibt auf weiten Strecken unproblematisiert; sie wird auch nicht im Sinne einer „sozialen Bewegung“ für die „schwule Sache“ mobilisiert. Das Mitgliederverhalten erweist in einigen Schwulengruppen sich als äußerst rigide, sofern es nach innen gerichtet ist. Nach außen hingegen bleibt es diffus: Selbsterfahrungsgruppen, der häufigste Organisationstypus schwuler Selbstorganisation, treten nach außen hin nicht auf, das widerspräche auch dem diesen Gruppen zugrundeliegenden „therapeutischen Konzept“. Die Gruppen verbleiben im wörtlichen Sinne „innerlich“. Sie sind, das sei festgehalten, zur Identitätsfindung und -sicherung für den Einzelnen u. U. notwendig und zudem ein Fortschritt gegenüber einer normativ orientierten Psychotherapie und Psychoanalyse. Die Möglichkeiten schwuler Selbstorganisation werden jedoch eindeutig überzogen, wollte man sie übergeordneten Problemlagen zuordnen. Auf solche zu verweisen, wodurch sie konflikt- und organisationsfähig im politischen Bereich wären, sind sie nicht in der Lage: Fragestellungen als Selbstthematisierung von Gruppen, die die Homosexualität sozial- und kommunikationswissenschaftlich gegenüber der Sexualität schlechthin und der „Gesellschaft“ besondern, begeben sich der Möglichkeit, politisch soziales Handeln anzuleiten.

III.

Die Ebene einer *sozialen Bewegung* von Homosexuellen zu charakterisieren fällt aufgrund des bereits Ausgeführten schwerer, da hierfür lediglich Ansätze vorgegeben sind, die erfolgversprechend sein können aber nicht müssen. Soziologisch bedeutet für die Lesben als auch die Schwulen dies die *Umkehr der Stigmatisierung*: Gesellschaftliche Institutionen/Sozialisationsinstanzen werden hier von Lesben und Schwulen für die entrechtete soziale Lage verantwortlich gemacht, in der diese sich befinden (Kitsuse 1980). Daß ich die Lesben bislang, wie üblich in der Forschung zur „Homosexualität“ ausgeklammert habe, liegt neben den eingangs erwähnten Gründen vor allem an einem Vorteil organisationeller Natur, den die Lesben gegenüber den Schwulen haben: Sie sind im Gegensatz zu den Schwulen in ihrer Problemstellung von vorneherein „konflikt- und organisationsfähiger“ (Olson 1971): Ihre explizite Ein- und Zuordnung zur Frauenbewegung ermöglicht ihnen ein Handeln und Argumentieren im größeren Zusammenhang: Problemlagen von Lesben sind weitgehend auch die Problemlagen der Frauen, während die Problemlagen von Schwulen nicht notwendig die Problemlagen der Männer sind. Vielmehr haben die Männer Probleme mit den Schwulen. Der

im Hinblick auf die Bildung einer sozialen Bewegung gegebene Vorteil der Lesben ist der generellen Benachteiligung der Frauen geschuldet. Während die männlichen Homosexuellen ihren sexuellen Bereich sorgsam aus dem Alltag auszufiltern vermögen und somit als „Mann“ ihren Mann in der Gesellschaft stehen können – die Sozialtechniken der Subkultur erleichtern das Doppelroilenspiel –, bleibt die Lesbe, auch wenn sie ihr lesbisches Verhalten aussparen wollte, immer noch Frau mit den sozialen Benachteiligungen einer Frau. Die Beseitigung dieser Benachteiligungen als Forderungen einer zunehmenden Frauenbewegung wird als politikfähiger Konfliktstoff mittlerweile akzeptiert. Die Vermittlung der Eigenproblematik über eine bloße Selbstverständigung hinausreichend, gelingt hier eindeutiger als dies der Schwulenbewegung vergönnt sein dürfte. Daß diese Vermittlungsleistung bedeutsamer ist als etwaige stupende Mitgliederzahlen, zeigt sich gleichfalls positiv bei der Frauenbewegung: von durchaus nicht allen Frauen getragen, die silent majority bleibt auch hier Heimchen am Herd, wird sie in ihren Problemstellungen zunehmend als politische Größe registriert. Subjektive Problemlagen müssen, um im Kontext einer sozialen Bewegung aussagefähig zu werden, objektivierbar gestaltet werden. Diese Voraussetzung für politisch-soziale Wirksamkeit nimmt für Schwule m. E. mehr die Form der Beteiligung in den traditionellen politisch relevanten Institutionen an, als da sind: Gewerkschaften, Kirchen, Parteien usf. Über diese Großorganisationen des „fordisierten Alltags“ (Hirsch/Roth 1980) des Berufslebens zumal, scheint mir eine Veränderung der Lage der Schwulen abzulaufen, weniger im massierten Auftreten spontaner Kleingruppen. Die Geschichte der frühen „Schwulenbewegung“ (Steakley 1975; ist mir in diesem Punkte zu euphorisch geraten: Diese Vorkämpfer zwischen 1871 und 1933 traten allemal als Repräsentanten einer Berufsgruppe, Institution und/oder Partei auf und darin dann erst (wenn überhaupt offen . . .) als „Homosexuelle“. Die Problemlage der Schwulen hat eine Karriere nur durch die Einordnung in diese institutionellen Prozesse: dies zeigen vor allem auch die Bemühungen, die Gesetzgebung weiterhin zu humanisieren. Der allenthalben „neidvolle“ Blick unsererseits auf die „Erfolge“ des gay-movements in den USA wird unbedacht geblinzelt: Zunächst einmal werden die erheblichen Unterschiede, die politische Kulturen der USA und der BRD bei einem Vergleich aufweisen, unterschlagen: Die Organisation von partikularen Interessen (s. o.) ist in den USA weitaus ausgeprägter als in der Bundesrepublik, allein schon auf der Ebene von „local politics“. Ausgeprägter sind demzufolge aber auch die starken – und unter der Administration Reagan sicher noch stärker werdenden – Gegenbewegungen moralunternehmerischer Vereinigungen, denen die Schwulen in den USA (gays) ausgesetzt sind. Der Topos

des Kampfes um Sicherung der Menschenrechte, zu denen das Recht auf sexuelle Entfaltung und Verwirklichung zweifelsfrei gehören sollte, scheint mir für die Form der politischen Auseinandersetzungen in den USA verbraucht zu sein: die „local movements“ aller Schattierungen organisieren sich als *freie Konkurrenz* mit allen deren Konsequenzen um *Gruppenrechte*. Diese freie Konkurrenz gewährt, wie wir in den letzten Monaten verstärkt sehen können, auch den Interessen eines moralisch-religiösen Fundamentalismus breiten Raum und Einfluß: sei's zum Zwecke einer „christlichen Erneuerung für ein sauberes Amerika“, sei's für den wieder erstarkenden Ku-Klux-Clan, dessen Vereinigungen zwischenzeitlich neue Sündenböcke sich ausgesuckt haben. Dererlei Rückbezug auf moralische Grundsatzfragen (= Fundamentalismus), wie er in den Gegenkampagnen sich zeigt, bleibt auf Gruppen, wie die „gay-movements“ nicht ohne Wirkung: auch diese verlieren sich zusehends in Grundsatzdebatten, isolieren sich und der Kontakt zu anderen Betroffenen (blacks, women's lib usw.) droht abubrechen (Read 1980).

Sodann zeigen sich in der Regelung des Sexualstrafrechts erhebliche Unterschiede zwischen den USA und der BRD, welche einen unmittelbaren Vergleich von gay-movements und den Möglichkeiten einer deutschen Schwulenbewegung nicht sinnvoll scheinen lassen: Die Sexualstrafgesetzgebung ist in den USA Angelegenheit der einzelnen Bundesstaaten, also dezentralisiert. Entsprechend variieren Interpretationen und Sanktionen dessen, was in sexualibus strafwürdig zu sein habe und was nicht. Entsprechend aber auch hier der Anschnitt, den eine soziale Bewegung, will sie sich ihre Rechte erkämpfen, zu wählen hat: hier gilt gleichsam das „Prinzip territorialer Beschränkung“. Übergreifend hat, entgegen dem Eindruck, den die Repräsentanten der gay movements zu vermitteln suchen, diese Bewegung nicht zu wirken vermocht. In der BRD hingegen ist das Strafrecht in seiner Gesetzgebung Aufgabe des Bundes. Entsprechend ist der Interpretationsrahmen als auch der Sanktionskatalog präziser abgesteckt, sehe ich von den ohnehin sehr unterschiedlichen Gesetzestraditionen und rechtsgeschichtlichen Grundlagen des deutschen Strafrechts und des US-amerikanischen (englischen) Strafrechts ab. Zudem ist das Sexualstrafrecht in der BRD, was die „homosexuellen Handlungen“ betrifft, bereits weitgehend liberalisiert. Die Rechtslage der Schwulen zeigt sich in allem entspannter als dies in den USA der Fall ist. Diese relativ entspannte Lage erweist sich jedoch auf der Ebene politischer Artikulationsmöglichkeiten einer Schwulenbewegung als Barriere: (1) Nach innen gerichtet, vor allem bei der Mehrheit der „nichtorganisierten“ Homosexuellen, breitet sich ein Quietismus der Bewahrung des status quo aus: der Mobilisierungs-

grad scheint mir gering zu sein. (2) Die noch zahlreich vorhandenen Inkonsistenzen und Diskriminierungsleistungen, die unser Sexualstrafrecht bereithält (F. C. Schroeder 1975; Lautmann 1981) erweisen sich als nicht thematisierfähig, zumindest nicht für eine Schwulenbewegung, die nur sich selbst zum Thema macht. Eine Organisierfähigkeit der durch das Sexualstrafrecht gestifteten Problemlagen läßt sich m. E. nur im Verein, d. h. offener Kooperation mit denjenigen erreichen, die gleichfalls Opfer des Sexualstrafrechts sind, bzw. werden können: bedingt durch ihre Rechtsstellung die Frauen.

Soweit aber die bewußt Schwulen in der BRD sich zu organisieren versucht haben, nehmen sie auch ihren eigenen Lebensstil unter die Lupe von Selbstkritik: Gegenüber der Subkultur wird auf dieser Ebene eine distanzierte Haltung eingenommen, zugleich aber wird sie für die Zwecksetzungen einer Schwulenbewegung einbezogen. Bemühungen sind im Gange, sich innerhalb von Parteien (Schwusos in der SPD; Schwudos in der FDP), Berufsgruppen (hier vorläufig erst erfolgreich in den USA; cf. Crew 1978), Gewerkschaften zu engagieren. Das Mitgliederverhalten einer solchen, wenn auch erst in Ansätzen erkennbaren Schwulenbewegung weist dementsprechend eine starke Zugehörigkeit sowohl nach innen als auch nach außen auf. Durch diese gleichzeitige Innen- und Außenorientierung erweitert die Organisationsform einer sozialen Bewegung die eigene Thematik über das Sexuelle hinaus: Weniger dann als eine *Subkultur* als eine *Gegenkultur*, die die Möglichkeiten schwuler als sozialer Lebensstile aufzeigt.

Anmerkung

Der hier veröffentlichte Text ist aus zwei Vorträgen entstanden, die ich im Sommer 1981 gehalten habe: einmal im Rahmen einer Vortragsreihe über 'Homosexualität als Soziale Bewegung' an der Universität Bremen, sodann eine zweite Fassung im Rahmen eines Forschungskolloquiums über 'Soziologie alternativer Lebensstile' vor Mitgliedern der Fachgruppe Soziologie an der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Konstanz. Am Beseitigen allzu evidenter Ungereimtheiten meiner Texte haben diskursiv dankenswerterweise mitgewirkt: R. Lautmann, C. Lüdemann, C. Schumann und nicht zuletzt U. Wienholt, alle in Bremen. Aus Konstanz habe ich Anregungen von H. Baier, Th. Luckmann und I. Srubar mitgebracht und sie meinem Verständnis nach berücksichtigen können. Allerdings habe ich den Werkstattcharakter, den gesprochene Texte auszeichnen (sollten), nicht aufgeben wollen.

Literatur

- BERGER, P. / Th. LUCKMANN, The Social Construction of Reality, Garden City 1967
BRUCE, V., The Queen's Vernacular, San Francisco 1972
CLAESSENS, D., Gruppe und Gruppenverbände, Darmstadt 1977
CLAESSENS, D., Das Konkrete und das Abstrakte, Frankfurt 1981

CREW, L. (ed.), *The Gay Academic*, Palm Springs, Calif. 1978
 DANNECKER, M., *Der Homosexuelle und die Homosexualität*, Frankfurt 1977
 DANNECKER, M. / R. REICHE, *Der gewöhnliche Homosexuelle*, Frankfurt 1974
 DELPH, E. W., *The Silent Community*, Beverly Hills 1978
 ELIAS, N., *Die höfische Gesellschaft*, Neuwied 1969
 GARFINKEL, H., *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs 1967
 GOFFMAN, E., *Behaviour in Public Places*, NY/London 1963
 GOFFMAN, E., *Stigma*, Englewood Cliffs 1963
 GRUNBERGER, J., *Die Perfektion des Mitgliedes*; Berlin 1981
 HARRY, J. / W. B. DeVALL, *The Social Organization of Gay Males*, New York 1978
 HENSLIN, J. M. (ed.), *Deviant Life-Styles*, New Brunswick 1977
 HUGHES, E. C., *The Sociological Eye*, Chicago 1971
 HUMPHREYS, L., *Tearoom Trade*, London 1971
 KITSUSE, J., *Coming Out All Over*, in: *Social Problems* 28/1980/1; pp 1–13
 KONDRATOWITZ, H. J. von, *Ästhetisierung als Lebensform?*; in: *Soziologische Analysen, Referate der Sektionen der DGS und der ad-hoc-Gruppen beim 19. Deutschen Soziologentag*, Berlin TU-Dokumentation 1979, S. 874–883
 KOSELLECK, R., *Kritik und Krise*, Freiburg 1969
 LANGE-EICHBAUM W., *Genie – Irrsinn – Ruhm*, München 1968 (ND)
 LAUTMANN, R., *Seminar: Homosexualität und Gesellschaft*, Frankfurt 1977
 LAUTMANN, R., *Der Zwang zur Ordnung: Die gesellschaftliche Kontrolle der Sexualitäten*, Ms., Bremen 1981
 LEE, J. A., *Getting Sex: A new approach: more fun less guilt*, Don Mills/Ontario 1978
 LUHMANN, N., *Grundrechte als Institution*, Berlin 1965
 LUHMANN, N., *Vertrauen*, Stuttgart 1968
 LUHMANN, N., *Soziologische Aufklärung 2*, Wiesbaden 1975
 LUHMANN, N., *Gesellschaftsstruktur und Semantik 1*, Frankfurt 1980
 LYMAN, S. M. / M. B. SCOTT, *Sociology of the Absurd*, Pacific Palisades 1970
 MOLL, A., *Berühmte Homosexuelle*, Wiesbaden 1912
 OHLE, K. H., *Das Ich und das Andere*, Stuttgart 1978
 OLSON, M., *The Logic of Collective Action*, New York 1971
 PLUMMER, K., *Sexual Stigma*, London 1975
 PLUMMER, K. (edd.), *The Making of the Modern Homosexual*, London 1981
 READ, K. E., *Other Voices*, Novato/California 1980
 ROTH, R. / J. HIRSCH, „Modell Deutschland“ und neue soziale Bewegungen, in: *Prokla* Heft 40 (1980), S. 14–39
 SCHROEDER, F.-C., *Das neue Sexualstrafrecht*, Karlsruhe 1975
 SCHÜTZ, A., *The Stranger*, in: *Collected Papers vol. II*; Leiden 1964; pp 91–105
 SIMMEL, G., *Soziologie*, Berlin 1923³
 STEAKLEY, J. D., *The Homosexual Emancipation Movement*, New York 1975
 SYMONDS, D., *Human Sexuality – A sociobiological approach*, Oxford/New York 1980
 TRIPP, C. A., *The Homosexual Matrix*, London 1977
 WARREN, C. B., *Identity and Community in the Gay World*, New York/London 1974
 WEINBERG, M., *Male Homosexuals: Their Problems and Adaptations*, Oxford 1974
 WILSON, E. O., *Sociobiology*, Cambridge/Mass. 1975
 WILSON, E. O., *On Human Nature*, Cambridge/Mass. 1977

Summary

From a gay point of view I distinguish three types of social organizations which shape the lifestyles of gay males in the FRG. (1st) The economy and ecology of the established homosexual subculture regulate efficiently homosexual needs and . . . homosexual pleasures as well. It also provides spatial means for keeping homosexuals „out of the streets and in the closets“. It isolates homosexuals from an otherwise disturbed and disturbing society. (2nd) Gay encounter groups are representative for the growing self-acceptance of homosexuals. They help „coming out and being gay“. However they are „single-issued“ focussing the homosexuality of their members as a „deviant sexuality“ for which they are providing legitimations. Therefore they are not able to emerge into the scope of social movements. (3rd) „Coming out and going public“ are prerequisites of gay social movements. Gay movements as all social movements must not be single issued: Gays have to cooperate with other groups, even with political parties, unions, etc., if they want to communicate their way of life as an alternative way of sexual and social life to the „general others“. Due to the different political cultures in the USA and the FRG a comparison of gay movements in these countries supplies no ample clues for West-German gays organizing themselves.

Oktober 1981

FB 5, Universität Bremen, Postfach 330 440, 2800 Bremen 33